Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Bilder aus Saloniki.

Die armen Indier.

Es gibt kein Brot mehr in Saloniki; die Not der Zivilbevölkerung.

Anschauliche Bilder von Saloniki während der gegenwärtigen Kampfpause zeichnet Arnaldo Fraccaroli in einer Skizze des Corriere della Sera:

„Der Orientkrieg," schreibt er „hat ein paar Takte Pause. Saloniki; Stadt der zwanzig Rassen, der fünfzig Lügenmärchen, der zehn Religionen, der vier Heere und der tausend Erwartungen. Ein Februar, der uns heute einen üppigen Frühlingstag und morgen einen grämlichen Wintertag mit einiger Kälte beschert. Ein lachender, blauer, orientalischer Himmel, der sich plötzlich in das Schleiertuch skandinavischer Nebel hüllt. Saloniki, die geräuschvolle und geheimnisvolle Stadt, die von rechtswegen (!) im tiefsten Frieden leben müßte, und die heute in den Abgrund des Krieges gestürzt ist. Der Krieg? Er schweigt für einige Zeit, und diese Pause läßt die Stadt einen Augenblick aufatmen. Zum Hafen hinunter wälzt sich eine Schlange von Menschen, Tieren und Wagen. Es sind indische Soldaten, die ihres Weges ziehen; ein breites, khakifarbenes Band, das sich über die Straße spannt. Alles ist auf einen Farbton gestimmt: Uniformen, Hände, Gesichter, Turbane, und aus dem Farbenfleck leuchten heiße Augen, die aus dem Weiß des Augapfels hervorblitzen. Es sind die Reste, die die Dardanellen übrig gelassen haben. Als sie von Indien abzogen, waren es viel mehr. Die Dardanellen-Tragödie hat in den Reihen der Khakileute breite Schwaden niedergemäht; die Ueberlebenden werden jetzt in Europa herumgeschleppt. Wohin sie gehen? Sie wissen es nicht und fragen nicht danach. Sie gehen, wohin England sie kommandiert. Gutturale Schreie erschallen in der Schar turbanbedeckten, mit Ohrringen geschmückten Reiter. Die Kolonne ist zum Stillstand gezwungen. Ueberall Geheul und Geschrei der Mißvergnügten, daß es nicht weitergeht. Obstverkäufer benutzen die Pause, um mit gellender Stimme ihre Mandarinen anzupreisen. Eine Reihe Automobile kreuzt den Weg der Rastenden. Eine Kompagnie kretischer Gendarmen zieht vorüber. Ein schwankendes Lastauto keucht schwerfällig heran. Auf ihm in buntem Durcheinander alte Frauen, ein Soldat mit verbundenem Kopf, Wäschebündel, Kinder, Brennholz, Greise mit langen, weißen Bärten, ein Haufen Flinten. Es ist ein Stückchen Serbien, das dort vorüberhumpelt. Auf der Straße erhebt ein hinkender Offizier seinen Spazierstock, um ein Haltezeichen zu geben. Mühselig wird das Lastauto zum Stehen gebracht, mit einem Ruck, der Weiber, Holz, Flinten, Kinder und die weißen Bärte in zitternde Bewegung versetzt. Der hinkende Offizier wird auf den Karren hinaufgezogen. Es ist ein verwundeter Serbe. Aus den Gärten des „Weißen Turms" trägt der Wind Musikklänge herüber. Langsam fährt im hellen Sonnenschein eine Equipage dahin. Auf den Wagenpolstern räkelt sich eine junge Dame, mit unglaublich schwarzen Augen und unglaublich rotem Mündchen. Sie genießt den Sonnenschein und den Rauch einer Zigarette. Ihre Kleidung gleicht einer wandelnden Palette: eine rosafarbene Hemdbluse, eine blaue Schärpe, ein kurzes, grünes Röckchen, violette Strümpfe, gelbe Stiefel. Es ist eine Sirene auf dem orientalischen Vergnügungsmeer.

Nicht weit davon ein andres Bild. Um einen Backofen drängen sich Hunderte von Frauen, um Brot zu holen. Es giebt kein Brot in Saloniki mehr. In langer Reihe stehen sie und warten, und die Letztangekommenen drängen ungeduldig nach vorn. Arme und leere Körbe heben und senken sich in blitzschnellen Bewegungen aus dem Knäuel der Menschen. Stoßen und Schreien. Zwei Gendarmen kommen herbeigeeilt. Ein Straßenbahnwagen ist mit zwei Autos des Roten Kreuzes zusammengeraten. Die Straße ist gesperrt. Nicht nur die Inder, nein, jetzt sind alle gezwungen, stillzustehen. Dieser allgemeine Stillstand ist für die Straßenverkäufer eine willkommene Gelegenheit, ihr „Mandarina, Mandarina" erneut herauszugellen. Endlich kommt wieder Bewegung in den stockenden Verkehr. Nach den Indern folgen lange Reihen von Frachtkarren des englischen Heers. Vier Paar Maultiere, von denen jedes 2000 Franken gekostet hat, sind aufgeboten, um ganze zwei Zentner Holz fortzuschaffen.

Am Hafen kamen unaufhörlich französische und englische Dampfer an. Sie schaffen Artillerie, Munition, Kisten, Pferde und Maultiere herbei. Hier herrscht ein wildes Treiben. Die Stimmen gellen durcheinander französische, englische und Ketten der Krane kreischen. Man sieht durcheinander französische, englische und serbische Soldaten, neben Mauren von Algier und Marokko, Indern und Schotten in kurzen Röckchen und mit nackten Knien. In den Hafenstraßen wimmelt es von abgerissenen, schmutzigen Kindern, die sich wie Kletten einem an die Beine klammern. Ihre Sprachkenntnisse reichen bereits weit genug, um die Bitte zu stammeln: „Prière, un sou. Please, one penny". Unermüdlich und ohne einen Augenblick aufzuhören, plärren sie ihr weinerliches Sprüchlein herunter. „Bin Serbe. Nichts zu essen. Hunger!" Serben sind es natürlich nicht; denn die Flüchtlinge, und vor allem fast alle serbischen Familien mit Kindern sind in Korsika und in Frankreich untergebracht. Die in Saloniki als Serbentragödie herumbetteln, sind kleine findige Schwindler, die sich die Serbentragödie zunutze machen; aber elend sind freilich auch sie, wenn sie auch keine Serben sind.

Sinkt der Abend nieder, so umgiebt sich der Hafen mit einem Heiligenschein; denn die zwei oder drei Hauptstraßen zeigen sich noch beleuchtet. Man hat noch etwas Kohle aufgebracht, um auf ein paar Straßen die elektrische Beleuchtung aufrecht zu erhalten. Die übrige Stadt aber liegt im Dunkeln. Am Himmel tauchen die Sterne auf, und Sterne erscheinen auf dem Meer: kleine Lichter auf den Kriegsschiffen, Strahlenbündel, deren dreifarbenes Licht die großen roten Kreuze an den Bordwänden der Lazarettschiffe aufleuchten läßt. Und wieder trägt uns der Wind aus der Ferne abgerissene Musikklänge herüber, und im Schatten gleiten verschwiegen die Silhouetten orientalischer Schönen dahin, deren Spuren gruppenweise Soldaten folgen. Und der Krieg? Der scheint gar weit."

Englische Warnung für Deutschland.

Gefahr der Luxuseinfuhr.

„Je mehr Deutschland verschwendet, desto eher würde es gelähmt sein."

Die Frankf. Ztg. schreibt: Schon wiederholt haben einsichtige Leute in der feindlichen Presse den ganz richtigen Gedanken ausgesprochen, daß England und seine Bundesgenossen uns einen großen Dienst erweisen, indem sie blindlings jede Einfuhr nach Deutschland unterbinden: die Entente müßte umgekehrt möglichst viel Ueberflüssiges nach Deutschland hereinlassen, dann käme Deutschland in ähnliche Verlegenheiten der Bezahlung, wie die Entente sie schon seit vielen Monaten infolge der riesigen amerikanischen Kriegslieferungen nur mit immer größerer Mühe zu überwinden vermag. Mit großer Offenheit führt das neuerdings der Finanzmitarbeiter des Londoner Blattes „New Witneß" aus, indem er schreibt:

„Ich habe bereits zu verschiedenen Malen die Ansicht ausgesprochen, daß unsere Politik gegen Deutschland eine verkehrte ist. Wir würden Deutschland bedeutend mehr geschadet haben, wenn wir ihm erlaubt hätten, alles frei einzuführen; Kriegsmaterial, wie Baumwolle, Kupfer u. s. w. natürlich ausgeschlossen. Ich bin der Meinung, daß wir mit unserer Politik der Einschließung nur Deutschland helfen. Ich meine damit nicht, daß wir die Tätigkeit unserer Marine hätten beschränken sollen, aber gut wäre es gewesen, wenn wir Deutschland gestattet hätten, soviel Luxuswaren einzuführen, wie es bezahlen konnte. Ich weiß, daß diese meine Ansicht wenig volkstümlich ist. Ich weiß, daß viele Beweisgründe gegen meine Ansicht sind. Aber ich bleibe doch dabei, daß wir bedeutend schneller unsern Feind zugrunde gerichtet haben würden, wenn wir nicht einen verkehrten Weg eingeschlagen hätten. Und diese wirtschaftliche Vernichtung sollte doch unser Hauptzweck sein. Wir haben Deutschland in einer Umzäunung eingeschlossen. Wir haben ihm den Vorwand gegeben, überall zu verkünden, daß wir das deutsche Volk aushungern wollten. Durch diese unsere Politik haben wir es der deutschen Regierung ermöglicht, ihrem Volke ein starkes System der Sparsamkeit aufzuerlegen. Nun verlangen wir doch nicht vom deutschen Volke, daß es sparsam sei, im Gegenteil, je mehr es verschwendet, desto besser ist es für uns. Je mehr es verschwendet, desto eher wird es gelähmt sein. Deutschland soll eben Gold für Luxuswaren ausführen. Soweit wir wissen, hat es jedoch tatsächlich wenig Gold ausgeführt. Die deutschen Wechselkurse sollten unsern Plan zum Gelingen bringen. Die Wechselkurse fielen beim Ausbruch des Krieges, haben sich aber seitdem für verschiedene Monate wunderbar gehalten, einzig und allein nur dadurch, weil wir jede Einfuhr abschnitten. Der Deutsche glaubt an den Sieg und ist von unendlicher Begeisterung erfüllt. Wir haben ihn gezwungen, große Opfer zu bringen und er gibt sich den Anschein des Märtyrers. Ich weiß, daß wir nicht mehr unsere Politik ändern können. Das würde einfach unmöglich sein. Aber das schließt nicht aus, daß wir trotzdem einen Fehlgriff begingen, als wir die Politik der Aushungerung gegen Deutschland einführten."

Diese Worte wird man in Deutschland ernsthaft beherzigen. Sie bekräftigen, was wir an dieser Stelle seit langem immer wieder gepredigt haben: Einfuhr von Luxuswaren, von überflüssigen Dingen aus dem Ausland ist heute eine Schädigung unserer Kriegführung, eine Schwächung unserer Widerstandskraft. Wir werden wieder frei einführen, wenn uns der Weg zur Ausfuhr wieder frei ist, früher nicht. Denn die Ausfuhr ist das Geld, mit dem wir die Einfuhr bezahlen können; so lange uns die Ausfuhr zum größten Teile abgeschnitten ist, haben wir auch für unnötige Einfuhr kein Geld. Deshalb waren die jüngst ergangenen Einfuhrverbote für eine Reihe von Luxusgegenständen zu begrüßen; deshalb muß darüber hinaus jeder einzelne verantwortungsbewußt auf überflüssige Luxuseinfuhr, auch soweit sie nicht verboten ist, während des Krieges verzichten. Je mehr Deutschland verschwendet, desto eher wird es gelähmt sein, sagt der Engländer. Wir sagen: Je weniger Deutschland verschwendet, desto mehr Kraft kann es aufbringen für Krieg und Sieg! Für das durch verminderten Luxusverbrauch Ersparte bietet gerade die vierte Kriegsanleihe eine ausgezeichnete Anlage-Gelegenheit.

Ein Besuch des Kronprinzen.

Bei seinen Soldaten.

„Leuchtende Augen und strahlende Gesichter zeugten mehr als viele Worte".

Aus einem Feldpostbrief: Es war im Spätsommer, an einem prachtvollen September-Vormittag, als wir ihn zum ersten Male im Felde sahen: unseren Kronprinzen! Wir, das heißt unsere in vielen harten, blutigen, aber siegreichen Kämpfen bewährte und erprobte ... Reservedivision. Damals erschien er in Begleitung seines hohen Vaters, Seiner Majestät des Deutschen Kaisers. Noch haften in unserem Gedächtnis die herrlichen, kraftvollen Worte aus Hohenzollernmunde, erinnern wir uns der markigen Ansprache, die ein Truppenführer an Seine Majestät richtete. Und schon nach vier Monaten war es Teilen unseres Truppenverbandes vergönnt, unserem Kronprinzen abermals ins Angesicht zu schauen.

Ein nasser, kalter Februartag brach an. Die Sonne vermochte nicht, den Wolkenschleier, der im Osten ihr Angesicht verhüllte, zu zerreißen. Eintönig schlichen die ersten Stunden des Vormittags dahin. In den Kasernen von M. aber und in den Truppenunterkünften der umliegenden Dörfern herrschte emsige Tätigkeit. Es galt, den äußeren Menschen fertigzumachen zur Besichtigung durch Seine Kaiserliche Hoheit den Kronprinzen. Höher schlugen die Herzen der Feldgrauen, als ihnen diese frohe Botschaft bekannt gegeben wurde, und mit Ungeduld erwarteten sie das frohe Ereignis. Gegen ¾11 Uhr standen die Truppen auf dem geräumigen Kasernenhofe in Reih und Glied und erwarteten den Kaisersohn. Die hochragende Gestalt Seiner Exzellenz unseres Herrn Divisionskommandeurs betrat vor den hohen Offizieren zunächst den Platz. Ihm folgte gegen 11 Uhr Exzellenz . . .

Eine freudige Bewegung ging durch die Reihen, und ein stolzes Glücksgefühl schwellte die Brust all der Tapferen, als das Kronprinzliche Auto bald darauf um die Ecke bog und ihm der hohe Gast, unser geliebter Kronprinz, in der Uniform seines Husarenregimentes entstieg. Er wechselte herzliche, liebenswürdige Worte und kräftigen Händedruck mit Exzellenz . . . und begrüßte darauf in herzlicher Weise unseren Divisionskommandeur. Dann schritt der Kronprinz, in Begleitung der beiden Generäle und gefolgt von deren Stäben, die Front der Truppen ab, die den freundlichen Gruß des hohen Gastes mit einem spontanen „Hurra Ew. Kaiserliche Hoheit" erwiderten. Währendem schmetterten die Musikkapellen die wuchtigen Klänge des Präsentiermarsches in die kalte Winterluft hinaus. Immer wieder unterbrach Seine Kaiserliche Hoheit seine militärische Wanderung, um diesen oder jenen Offizier, aber auch manchen Vaterlandsverteidiger ohne Charge, huldvollst ins Gespräch zu ziehen und in der ihm eigenen, gewinnenden Art Fragen an sie zu richten. Unvergeßliche Augenblicke für die so ausgezeichneten tapferen Krieger! Leuchtende Augen und strahlende Gesichter zeugten mehr als viel Worte, daß sich der Kronprinz unsere Herzen im Sturm erobert hatte. Hohe Befriedigung und freudiger Stolz sprachen aus des Kronprinzen Zügen, als dann die Truppen in straffer Haltung, strammen Schrittes im Parademarsch an ihm vorbeimarschierten, die erst vor einigen Wochen noch den gewaltigen Ansturm des Feindes auf unsere Stellungen glänzend abgewehrt hatten. Mehr als einmal wandte sich des Kaisers Sohn an seine Begleitung, um erfreut auszusprechen, wie sehr ihm die Haltung der Soldaten gefiel.

Nach herzlicher Verabschiedung bestieg der Kronprinz mit Gefolge das wartende Auto, und so schnell, wie er gekommen, war er unseren Blicken wieder entschwunden. Die Erinnerung an diesen Tag aber wird in uns fortleben auch dann noch, wenn längst der goldene Frieden des Kriegers harte Arbeit lohnt.

Paul Seiferth,
Kriegsfreiwilliger,
Reserve, Sanitätskompagnie.

Desertierte Alpini.

Nach mühseligem Marsche über das Gebirge sind in Poschiavo (Schweiz) fünf italienische Deserteure, sämtlich zu den Alpinitruppen gehörend, eingetroffen. Sie wurden durch die Kantonspolizei in Empfang genommen und ins Kreisspital Samaden abgeschoben, wo sie die übliche Quarantäne zu bestehen haben. Von der Front am Monte Nero für einige Zeit auf Urlaub nach Hause entlassen, sind sie, wie die „Neue Zürcher Zeitung" hört, vom Val Malenco aus über die Schweizergrenze entflohen; es sollen ihnen nach ihren Aussagen auf der gleichen „Route" noch einige Kameraden folgen.

Freskenaufdeckungen durch Soldaten.

In der ehemaligen Dominikanerkirche in Bozen wurden an der rechten Innenwand des Schiffes, das als militärisches Getreidemagazin dient, durch Soldaten einige Heiligenfiguren aufgedeckt. Die lebensgroßen Gestalten sind gut erhalten, ohne jede Uebermalung und von außerordentlicher Schönheit. Sie stammen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, zeigen künstlerische Eigentümlichkeiten der damaligen Bozener Malerschule und besitzen für deren Erforschung um so größere Bedeutung, als die meisten übrigen Denkmäler dieser Schule in neuerer oder älterer Zeit vollständig übermalt wurden.

Aus Belgien entkommen.

Hans Lämmel's Kriegserlebnisse.

„Montag, den 3. August, nachmittags erhalte ich ein Telegramm aus Aachen: „Sofort zurück, Krieg unvermeidlich!" Nun, ich wußte es schon, aber ich war geschäftlich verhindert, Brüssel früher zu verlassen. Ein Auto brachte mich schnell durch die schon dichtgefüllten Boulevards. Ich nahm Abschied von einheimischen Freunden. Manche Träne floß, denn die Trennung kam ja so schnell. „Auf Wiedersehen!" hieß es. Ja: „Auf Wiedersehen?" Vielleicht! Eiligst bringt mich mein Wagen nach dem deutschen Konsulat, wo ich mich durch die demonstrierende Menge durchdränge. „Jedermann sofort zum Bahnhof, 6.45 direkter Zug bis zur Grenze!" So rufen die Angestellten vom Konsulat.

Also zum Bahnhof, sage ich zum Chauffeur, welcher schon Miene macht, mich nicht mehr zu fahren. Ich verspreche ihm aber guten Lohn. Unterwegs eile ich noch einmal in meine Wohnung, um das Gepäck mitzunehmen. In einer der Hauptstraßen sehe ich die zügellose Wut des vlämischen Pöbels losbrechen, die mehr an den dreißigjährigen Krieg als an das aufgeklärte 20. Jahrhundert erinnert. Alle Läden und Häuser, die in Besitz von Deutschen sind oder auch nur eine deutsche Bezeichnung trugen, wurden geplündert und zerstört. Ich selbst sah, wie man auf einen Deutschen mit Kolben einhieb. Später erfuhr ich, daß er tot sei. Wehe, wenn sie gewußt hätten, daß ich ein Deutscher sei, ich würde jetzt diese Zeilen nicht schreiben. Auf dem Bahnhof stand bereits der nur mit deutschen Flüchtlingen besetzte Zug. Gott sei Dank! Endlich so weit! Jedermann atmete leichter auf, als sich der Zug in Bewegung setzte; hofften

Hans Lämmel.

wir doch, um Mitternacht Herbesthal zu erreichen. Es kam aber ganz anders. — Nach mancherlei Verzögerungen ließ man uns auf dem Bahnhof Lüttich liegen, wo alle aussteigen mußten, wozu die Beamten in höhnischem Tone aufforderten. Hier mit Frauen, Kindern und Gepäck ausgesetzt, hofften wir, wenigstens bis zum Tagesgrauen in den Wartesälen eine Unterkunft finden zu können. Diese aber wurden uns mitleidslos verschlossen. Wir Bemittelten suchten deshalb in den nahegelegenen Hotels Unterkunft, die andern aber — es regnete schon in Strömen — versuchten nun wieder, mangels eines anderen Obdaches, unter der Bahnhofshalle Unterkunft zu finden. In aller Frühe des 4. August begab ich mich zum deutschen Konsulat, wo die ganze Nacht hindurch gearbeitet worden war. Hier lagerten wieder einige Hundert Frauen und Kinder, nur notdürftig bekleidet. Sie hatten ihr trautes Heim ohne Mitnahme von Gepäck und Geld verlassen, um von den Mißhandlungen des Pöbels verschont zu bleiben. Der Herr Konsul sagte mir, daß er schon drei Tage und Nächte nicht zur Ruhe gekommen sei, und daß die Verhandlungen mit der belgischen Staatsbahn, zwei Extrazüge bis zur Grenze fahren zu lassen, gescheitert seien. Deshalb war jeder auf sich selbst angewiesen. Ich begab mich sofort zum Bahnhof, wo sich unterdessen einige Hundert angesammelt hatten. Ich teilte das Ergebnis der Unterredung mit dem Konsul mit und forderte alle auf, sich mir anzuschließen und die 42 Kilometer lange Strecke Lüttich—Euben zu Fuß zurückzulegen. Die geringe Zahl von 30 meldete sich, was mancher der Zurückgebliebenen sehr bereut haben wird. So setzte sich denn der kleine Trupp mit Sack und Pack in Bewegung. Nach 6 Kilometer langem Marsch gelang es mir, ein Fuhrwerk aufzutreiben, dessen Führer sich nach langem Reden bereit erklärte, unser Gepäck bis Verviers zu befördern. Während der Unterhandlung und des Aufladens des Gepäcks hatte sich allerlei Gesindel angesammelt, das den Fuhrmann durch Drohungen zum Wiederabladen des Gepäcks der Deutschen zu bewegen suchte. Schließlich gelang es aber, die unwürdigen Vertreter der belgischen Nationalität durch Trinkgelder stumm zu machen. Nun ging es los. Voran der Gepäckwagen, Männer, Frauen und Kinder hinterdrein, von jedem spöttisch ausgepfiffen. Rufe wie: „Nieder mit den Deutschen!" wurden laut. Hier und da sah man wohl auch mitleidige Frauen weinen.

Es war wirklich ein herzzerreißender Anblick. So ging es acht Kilometer weit bis zu dem Städtchen Trooz, wo wir auf starke Massen belgisches Militär stießen. Hier wurde uns der Weitermarsch, indem gegen uns Wehrlose Bajonette gerichtet wurden, untersagt. Jetzt war guter Rat teuer. Aber zurück wollten wir auf keinen Fall. Ich ließ mich zum Kommandeur führen, welcher mir sagte, daß wir in einer Stunde weiterziehen könnten. Aber ohne Wagen. Zur selben Zeit stießen wir mit aus Deutschland kommenden Amerikanern zusammen, die uns von deutschen Truppen erzählten, was uns allen frischen Mut gab. Ich spornte einen jeden an. Aber der gefährlichste Teil sollte erst kommen, denn es waren noch viele gefährliche Hindernisse zu überwinden. Als einige mitleidige Frauen uns Todmüden Wasser reichen wollten, kam berittene Gendarmerie mit gezogenem Säbel auf uns zu und schrie: „Fort, ihr verfluchten Deutschen, das ist der Krieg!" Gegen 7 Uhr abends stießen wir auf Vorposten unserer Armee, die von uns mit einem stürmischen Hurrah begrüßt wurden. Nach Absingen der „Wacht am Rhein" erzählte uns der Leutnant, welch ungeheure Begeisterung und Jubel im deutschen Vaterlande herrsche. Erst um ¾10 Uhr abends erreichten wir Verviers, wo wir in einem Hotel die Nacht verbringen wollten. Es wurde denn auch bald das Nachtlager aufgesucht. 1 Uhr nachts ertönte auf einmal Gewehrfeuer auf der Straße. Ich eile zum Fenster und sehe, wie Bauern auf deutsche Truppen schießen. Wir alle eilen hinunter, mit Revolvern bewaffnet, um unseren braven Leuten zur Hilfe zu eilen, aber in dem Moment kommt Kavallerie dahergesprengt und geht gegen die Bauern vor. Wir werden zurückgedrängt und ein Hauptmann bittet uns, in unser Hotel zurückzugehen. Das Gefecht währte 30 Minuten, aber es hatte Blut gekostet, 15 Tote und 28 Verwundete zeigte die Liste unsererseits, während man 250—300 tote Bauern zählte. Der Bürgermeister wurde am folgenden Morgen laut Kriegsgerichtsbeschluß vor einer Linde in Anwesenheit vieler Bürger erschossen. Unter Schutz von deutschem Militär verließen wir diesen traurvollen Ort, wo wir das erste Blut fließen sahen und erreichten Euben, die Grenzstation, am Nachmittag. Dort wurden wir von den Einwohnern stürmisch begrüßt und bewirtet, auch überfiel uns ein Heer von Journalisten, die Näheres wissen wollten. Von hier aus sorgte man gut für unser Fortkommen, sodaß wir schon am Spätnachmittag in Aachen ankamen, wo wir Männer uns alle freiwillig stellten, um für unser Vaterland zu kämpfen und uns gleichzeitig zu rächen für das uns Angetane."

Fest und treu — Ostpreußenart.

Keine zerbrochenen Menschen.

Wie die Ostpreußen die Zerstörung ihrer Heimat ertragen, das schildert in charakteristischen Antworten heimgesuchter Landsleute der rührige heimatstreue Herausgeber der Zeitschrift „Ostpreußische Heimat", Eduard Kenkel, der unentwegt für Erkenntnis der herrlichen Eigenart seiner Heimat bemüht ist. Obwohl er seinen Wohnsitz in Charlottenburg genommen, besuchte er im vergangenen Sommer Ostpreußen und beschreibt seine Eindrücke folgendermaßen: „Was ich von der Heimat sah, hat mich mit Zuversicht erfüllt. Mit Zuversicht: weil ich nirgends zerbrochene Menschen fand. Das Elend, besonders auf dem Lande, tritt noch häufig hervor. Aber mit geradezu bewundernswürdiger Genügsamkeit und Geduld sieht man besseren Tagen entgegen. Wenn z. B. in einer Stadt, in der von fast 190 Häusern nur noch ausgebrannte Ruinen geblieben sind, und von denen man in diesem Jahre wahrscheinlich nicht mehr als fünf oder sechs wird aufbauen können, auf meine Frage, wann denn die Stadt wieder fertig sein wird, einer der Stadtväter antwortet: „Das weiß der liebe Gott allein! Aber wenn's nicht anders geht, dann müssen wir uns noch einen zweiten und dritten Winter so einrichten, fortziehen wird schon keiner, denn sie hoffen doch alle auf bessere Zeiten." Oder wenn in dem „Hotel", als wir abends um die auf eine Flasche gesteckte Stearinkerze saßen, die immer derbfreundliche Wirtin mir sagte: „Na, denke Se, dat wart ömmer hier so bliewe? Wi ware doch ö vernöftige Gasanstalt odder ö Elektrizitätswark hörkriege odder wenigstens ö beßte Petroljum!" — dann lernt man die Unverdrossenheit unseres Menschenschlages erst eigentlich kennen. Ein Landrat, der aus dem Westen vor kurzem nach Ostpreußen versetzt worden ist, erzählte mir folgendes: „Heimgekehrte Flüchtlinge, eine kinderreiche Familie, hatten sich in einem alten, niedrigen, fensterlosen Pferdestall mit Decken und einigen Bettenstücken eine Unterkunftstelle eingerichtet. Der Landrat ließ durch einen Maurer ein Fenster und ein Luftzugöffnung ausbrechen und einige Matratzen herbeischaffen. Ihm schien aber die Unterkunftstelle trotzdem zu längerem Aufenthalt ungeeignet, und er wollte veranlassen, daß die Familie in einem weniger zerstörten Dorf Aufnahme finde. Da baten die Leutchen ihn, doch nichts zu ändern, es sei jetzt alles „so fein", sie möchten um keinen Preis auf ein fremdes Grundstück und anderen Leuten zur Last fallen. Der Landrat sagte mir, daß er — vom schönen Rhein herstammend — ein kleines Grufeln vor Ostpreußen gehabt hätte, aber seinen Kreis nun in Wahrheit liebgewonnen habe, seiner tapferen Kreisinsassen wegen."

Sonntagnachmittag in Lille.

Ein Mitarbeiter der Straßburger Post schreibt uns aus dem Felde: Ein herrlicher Frühlingssonntag verlockt mich zu einem Spaziergang durch Lille. Wie ich durch die Rue nationale gehe, höre ich von weitem Konzertmusik. Die Hauptstraßen, die auf den Platz einmünden, wie auch der Platz selbst, sind belebt von zahlreichen Zuhörern, die meistens allerdings in Feldgrau gekleidet sind. Offiziere und Mannschaften wandeln auf und ab. Man sieht Sonntagsuniformen, aber auch den dicken Lehm des Schützengrabens. Das französische Publikum hält sich etwas zurück. Es fühlt sich nicht recht behaglich in dem Massengrau. Aber die Damen, namentlich diejenigen mit der dicken Schicht Schminke, können es sich doch nicht versagen, dem Konzert zuzuhören. Dazwischen laufen halbwüchsige Jungen und Mädel herum und bieten Streichhölzer, Zigaretten, Spielkarten und andere Herrlichkeiten feil. Wie ich langsam zurückwandle, denn es ist Zeit zum Mittagessen geworden, verklingen die letzten Takte einer Paraphrase über das schwermütige Lied „Spinn, Spinn, mein Töchterlein" . . . . Auf der großen Freitreppe des von uns Deutschen vor einiger Zeit vollendeten neuen Theaters stehen zahlreiche Offiziere und Mannschaften. Sie rauchen die letzte Zigarre vor Beginn der Vorstellung. Hier und da begrüßen sich Bekannte, die sich sonst selten sehen, weil sie in verschiedenen Schützengräben liegen. Die Engländer, die in den letzten Tagen besonders eifrig im Funken sind, ballern mit einer Energie, als ob sie wieder eine frische Munitionssendung aus Amerika bekommen haben. Einige Schüsse gehen auch wieder in das schöne Lille hinein, ohne aber besonderen Schaden anzurichten. Aber das Platzen der Schrapnells, der unheimlich knatternde Ton, regt keinen sonderlich mehr auf. Man ist derlei längst gewohnt. Jetzt scheint auch unsere Front zu antworten. Schuß um Schuß, von hüben und drüben. Plötzlich laute Klingeltöne. Die Vorstellung beginnt gleich. Gegeben wird Jarnos lustige Operette „Das Musikantenmädel" von einer Frankfurter Operettengesellschaft. . . . Ich gehe zum Nordbahnhof, um mir die neuesten deutschen Zeitungen zu kaufen, denn dort liegen alle größeren Zeitungen unserer Heimat aus. Vor dem Bahnhof stehen große Menschengruppen, Feldgraue und Franzosen, alle friedlich durcheinander, und starren in die Luft. Aha, es sind Flieger in Sicht, ein Schauspiel, das für den Franzosen einen besonderen Reiz zu haben scheint. Drei, vier, fünf, sechs . . . acht Flieger sind als kleine Pünktchen zu erkennen. Wie sie näher kommen, ballern unsere Abwehrkanonen los! Immer vier, fünf, sechs Schüsse kurz hintereinander. Wenige Augenblicke später sieht man am Himmel die kleinen, weißen Schrapnellwölkchen, zwischen denen die feindlichen Flieger — anscheinend unbekümmert — hindurchfliegen. An allen Ecken und Kanten wird geschossen. Aber die Flieger haben sich zu hoch hinaufgeschraubt; sie verschwinden schließlich am Firmament — wenn nicht dort unser kühner Immelmann lauert, den sie alle fürchten, wie den Gottseibeiuns. Aber die Franzosen stehen immer noch und gestikulieren nach dem Himmel hinauf . . . Der ausgedehnte Bummel durch Lilles Straßen macht müde, denn das Pflaster der Stadt ist nicht besonders schön. Wir sind das aus unseren Großstädten daheim denn doch etwas anders gewohnt. Ich beschließe, zum „Feldgrauen" zu gehen, einer großen, in einem Saal eingerichteten deutschen Wirtschaft, dem Sammelpunkt aller durstigen Soldaten. Der Betrieb untersteht der Militärverwaltung. Hallo! Was für ein Betrieb ist das! Der große Saal ist gedrängt voller Soldaten; Kopf an Kopf sitzen sie da, die Wackeren, die sich von den Strapazen des unerbittlichen Dienstes ausruhen und sich an einem schönen Glase deutschen Bieres erquicken. Mit vieler Mühe quetsche ich mich hindurch. Nirgends ist ein freier Platz zu erspähen, aber auch nirgend! Ein Glas Bier will ich doch wenigstens trinken, deshalb versuche ich, mich in die Nähe des Tresens zu wälzen. Aber vor dem Tresen steht eine dichte, undurchdringliche Mauer aus lauter Feldgrauen. Diese Mauer ist nicht zu durchbrechen. Der dicke Kellner, auch ein Kamerad, der mich sonst immer bedient, schüttelt aus irgend einer Ecke her verzweifelt sein Haupt. In den Händen trägt er acht gefüllte Maßkrüge. Wenn ich nur einen davon hätte! Aber wir können nicht zueinander kommen! Und so gehe ich traurig wieder von dannen. Es ist zum Lachen: die bayerische Regimentskapelle da oben auf dem Podium spielt, wie zum Hohne dazu: „Weh, daß wir scheiden müssen!" . . . Also nach Haus, in die „Falle". Morgen früh geht's wieder hinaus . . .

Wieviel Straßenlaternen brennen in Berlin?

Diese nicht uninteressante Frage beantwortet ein Bericht über die öffentliche Beleuchtung Berlins, der soeben den Stadtverordneten zugegangen ist. Danach brannten in Berlin im Jahre 1915 nicht weniger als 26,999 Gaslaternen, die durchweg mit Gasglühlichtbrennern versehen sind. Dazu kommen noch die elektrischen Lampen verschiedener Art, zusammen 1009 an der Zahl. Auch Petroleumlampen gibt es noch in Berlin, und zwar einige zwanzig, jedoch nur in Signallaternen, und etwa ebensoviel Spiritusglühlichtlampen. Insgesamt wurde das nächtliche Berlin in der Berichtszeit von 29,354 Straßenlaternen erhellt.

Deutschlands Wirtschaftskräfte.

Beruhigende Zahlen.

Die Entwickelung Deutschlands im Vergleich mit jener Englands und Frankreichs.

Ihrer vielbeachteten Schrift „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands" läßt die Dresdener Bank jetzt eine sehr fesselnde Ergänzung unter der Ueberschrift Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands im Krieg folgen, die in kurzen statistischen Tabellen ein umfassendes Bild von der Entwicklung Deutschlands im Vergleich mit jener Englands und Frankreichs gibt. Sie kommt dabei zu dem überzeugend dargelegten Schluß, daß sich Deutschlands Wirtschaftskräfte im Kriege glänzend und in einer selbst für viele Deutsche überraschenden Weise bewährt haben. Die Zahlen reichen bis Ende November bzw. Dezember 1915. Das Volksvermögen betrug nach den neuesten Schätzungen vor dem Kriege in Deutschland 330 bis 390, in Frankreich 200 bis 260, in Großbritannien und Irland 300 bis 360 Milliarden Mark. Die erste Zahl bedeutet die niedrigste, die zweite die höchste Schätzung berufener Fachleute. Die Entwicklung während des Krieges ergibt nach den drei neuesten Schätzungen ein sehr beruhigendes Ergebnis. Für 1913 schätzte Helfferich unser gesamtes Volksvermögen auf 331 bis 332, für 1914 Steinmann-Bucher auf 376 bis 397, für 1915 A. Hesse auf 387 Milliarden Mark. Die deutsche Sparkraft während des Kriegs betrug von August 1914 bis Ende 1915 2958 Millionen in Gestalt von Zeichnungen auf die beiden ersten Kriegsanleihen und außerdem 660 Millionen als Reinzuwachs der Spargutthaben, zusammen also 3618 Millionen Mark. Wahrhaftig, ein ganz außerordentliches Ergebnis. — Die Lebensmittelteuerung wird für Deutschland zwischen 50 und 60 Prozent, in England und Frankreich auf etwa je 50 Prozent geschätzt, ist also in diesen Ländern, obgleich ihnen der Weltmarkt offen steht, fast ebenso groß wie in Deutschland. Die Preise für Brotgetreide, das wichtigste Nahrungsmittel, sind in England zurzeit sogar höher als in Deutschland, wo die Teuerung zum Teil durch sparsame Haushaltung ausgeglichen wird. Der Bestand an Rindvieh betrug am 1. Dezember 1913 in Deutschland 20,994,000 Stück und ist bis zum 1. Oktober 1915 nur in geringfügiger Weise zurückgegangen. In derselben Zeit hat sich die Zahl der Schafe von 5,521,000 auf 5,692,000, die Zahl der Ziegen von 3,548,000 auf 3,909,000 erhöht, die Zahl der Schweine von 25,659,000 auf 19,228,000 gesenkt. Auch diese Zahlen geben zu keinerlei Besorgnissen Anlaß. Deutschland hat keinen Ueberfluß an Lebensmitteln, aber sie reichen vollauf zur Ernährung aus und eine Aushungerung ist unmöglich. Die täglichen Kriegskosten werden für die Zentralmächte auf 120 Millionen, die unsrer vereinigten Gegner auf 245 Millionen geschätzt. Die Entente gibt also täglich doppelt so viel für den Krieg aus als die Zentralmächte. Sehr rühmlich für die deutsche Arbeiterschaft sind die Streiktabellen. Die Zahl der Streikenden betrug vom 1. September 1914 bis 31. August 1915 in Deutschland 10,739, in England 345,394. Dadurch wurden in Deutschland 37,838, in England nicht weniger als 2,957,700 Arbeitstage verloren. Da kurze Streiks statistisch nicht erfaßt werden, sind die Zahlen für England in Wirklichkeit noch wesentlich ungünstiger.

Die Kinderarmut deutscher Beamten.

Eine Besserung der Lage der Beamtenschaft dringend geboten.

Die großen Verluste an wertvollen Menschenleben infolge des Weltkrieges machen einen stärkeren Bevölkerungszuwachs notwendig, als ihn die letzten Jahre dem Deutschen Reich gebracht haben. Bei der Behandlung bevölkerungspolitischer Fragen wird nun neuerdings besonders die auffällige Kinderarmut der deutschen Beamtenschaft geltend gemacht. Ergab sich doch nach einer Statistik über den Familienstand der Postbeamten vom Jahre 1912 eine Durchschnittskinderzahl von nur 2.4 für die unteren, 1.8 für die mittleren und 1.7 für die höheren Beamten. Die unteren Beamten stehen hiernach genau mit Frankreich auf einer Stufe. Da die Durchschnittszahl der auf jede Ehe in Deutschland entfallenden Kinder 3.6 beträgt, gibt die Kinderarmut unserer Beamten stark zu denken. Der Grund liegt, wie im Organ des „Verbandes Deutscher Beamtenvereine" ausgeführt wird, vor allen Dingen in der langen Vorbereitungszeit. Denn erst mit 27 bis 30 Jahren gelangt heute der Beamte frühestens zu einer festen Anstellung, und das Mindesteinkommen der Stelle, das ihm dann zusteht, ist so gering, daß es zur Ernährung einer Familie, wenn kein Vermögen vorhanden ist, nicht ausreicht. Die Bestrebungen der Beamten, früher im Leben voranzukommen, das heißt in früheren Jahren fest angestellt zu werden und in der Zeit, wenn die Arbeitskraft am stärksten ist, ein höheres Einkommen als jetzt zu beziehen, verdienen deshalb im allgemeinen und staatlichen Interesse durchaus Beachtung und Förderung.